

HEYNE <

DAS BUCH

Während des Kommunismus der siebziger Jahre sucht der vom Leben gestrafte Dzelal Pljevljak im islamischen Glauben Trost. Regelmäßig fährt er deshalb mit seinem schwarzen Wolga von Split an der dalmatischen Küste nach Livno ins benachbarte Bosnien-Herzegowina, um in der Moschee zu beten. Durch die Begegnung mit einer ebenfalls muslimischen Familie beginnt seine Einsamkeit in einem Land voller Bespitzelung und Verrat gerade zu schwinden, da nimmt die Geschichte auf einer dieser Fahrten plötzlich eine tragische Wendung.

Nach *Buick Rivera* und *Freelander* der Abschluss der legendären Autotrilogie.

DER AUTOR

Miljenko Jergovic, geboren 1966 in Sarajevo, lebt in Zagreb. Er arbeitet als Schriftsteller und politischer Kolumnist und ist einer der großen europäischen Gegenwartsautoren. Sein Werk ist in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Im Heyne Taschenbuch Verlag sind bereits seine Romane *Buick Rivera*, *Freelander* und *Das Walnusshaus* erschienen.

Miljenko Jergović

Wolga, Wolga

Roman

Aus dem Kroatischen
von Brigitte Döbert

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Der Originaltitel VOLGA, VOLGA erschien bei Naklada Ljevak, Zagreb

Der Verlag dankt dem Ministerium für Kultur der Republik Kroatien für die freundliche Förderung der Übersetzung dieses Buches.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Roman wurde vom Deutschen Übersetzerfonds e.V. gefördert.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 03/2013

Copyright © Miljenko Jergovic/Actes Sud

Copyright © 2011 der deutschen Auflage

by Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH,

Frankfurt am Main 2011

Copyright © 2013 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2013

Umschlaggestaltung: © Nele Schütz Design, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40992-7

www.heyne.de

Inhalt

Erster Teil

Unterm Oleander 9

Zweiter Teil

Der einsamste Mann der Welt 145

Dritter Teil

Steh auf, Sohn Avrams 313

Anmerkung des Autors 331

Für Senad, irgendwann

Erster Teil

Unterm Oleander

Ich heiße Dzelal Pljevljak. Seit fünfunddreißig Jahren arbeite ich als Zivilist bei der Armee. Gestern rief mich Oberst Uzelac ins Büro, stellte mir eine Tasse Kaffee hin und fragte, ob ich nicht in Rente gehen wolle. Meine Dienstzeit wird wie die eines aktiven Offiziers gewertet, vergleichbar einem Fähnrich Erster Klasse; ich hätte längst im Ruhestand sein sollen.

Geh zurück in dein Dorf im Sandak, setz dich vor dein Haus und freu dich an den Pflaumenbäumen, sagte er und wartete mit zusammengekniffenen Augen auf meine Antwort. Genosse Oberst, sagte ich, ich habe kein Haus und keine Pflaumenbäume, das habe ich meinem Bruder gelassen, und Ragib ist vor drei Jahren übergesiedelt und hat alles seinen Söhnen vermacht. Die habe ich seit über zwanzig Jahren nicht mehr gesehen, so lange war ich nicht im Sandak, und deswegen denke ich, ich habe nicht nur kein Haus, sondern auch keinen Sandak mehr.

Er sah mich an und schüttelte fortwährend den Kopf, als hätte er einen Schwerstkranken vor sich. Was sollen wir mit dir nur machen, Landsmann, sagte er, klopfte dabei mit dem offenen Füllfederhalter auf meine Akte und spritzte Tinte darüber. Sie verteilte sich auf dem Arbeitsbuch und der Beurteilung, die ich vor fünfzehn Jahren aus Baka Voda mitgebracht

hatte, versiegelt mit dem Siegel von Major Terzić, und ich hatte, wie es sich gehört, nie erfahren, was darin steht. Nun musste ich zusehen, wie Tinte über das Schriftstück rann, so dass es nie mehr gelesen werden konnte.

Es hätte mir egal sein sollen, aber es war mir nicht egal. Ich hätte den Oberst gern gebeten, nicht mit dem Füllfederhalter herumzufuchteln, aber das ging nicht, es gehört sich nicht, ich starrte nur das vergoldete Kappenende an und hoffte, er sieht meinen Blick und hört auf.

Und was machen wir jetzt?, fragte er mich. Wenn es sich irgendwie machen lässt, antwortete ich, würde ich gern noch ein Jahr arbeiten. Aber bis zum Frühling musst du alles in die Wege geleitet haben, geh in den Sandžak zu deinen Neffen, erkläre ihnen die Sachlage und bitte sie um ein Stück Land für ein Haus und einen Pflaumengarten. Dann kannst du nächstes Jahr um diese Zeit umziehen, auf den Frühling warten und zum ersten Mal die jungen Bäume schneiden. Haben wir uns verstanden, Dželal? Ich sagte: Ja, und Dankeschön, das werde ich Ihnen nicht vergessen. Vergiss es bloß nicht, denn wenn du es dir nicht merkst, geht alles zum Teufel, die Menschheit dreht durch und vergisst, was war und was nicht sein darf.

So redete er, und ich erhob mich und ging zur Tür. Was machen wir jetzt?, fragte er, bevor ich sie öffnete. Nichts, sagte ich, morgen ist Freitag. Und Neujahr. Ach ja, glückliches neues Jahr, Dželal! Ihnen auch, Oberst. So gingen wir auseinander.

Das ist das dritte Jahr, dass wir dieses Gespräch führen. Oberst Uzelac sagt mir, es sei Zeit für die Rente, und fragt mich nach dem Pflaumengarten und dem Haus im Sandžak, und ich sage, die sind nicht mehr mir. Er schüttelt den Kopf, als wäre ich schwer krank, und gewährt mir noch ein Jahr,

unter der Bedingung, ich baue bis zum nächsten Frühling ein Haus und lege einen Pflaumengarten an. Ich habe ihn angesehen und überlegt, ob er vergessen hat, was er mir letztes Jahr sagte, oder ob er nur so tut. Lieber wäre mir, er würde nur so tun, denn sonst hätte ich ihn getäuscht und dieses und letztes Jahr eine Sünde begangen. Ich werde die Wahrheit nie erfahren.

Es ist früh am Morgen, sechs Uhr, es ist noch nicht hell, aber ich muss los.

Ich gehe hinunter zur Garage, der Hausflur riecht nach Stockfisch und Urin, hinter einigen Türen hört man Musik, hinter anderen wird geschnarcht. Vor der Haustür hat sich jemand erbrochen. So ist die Jugend, da dürfen sie zum ersten Mal mit ihren Freunden feiern, und ihnen fällt nichts Besseres ein, als sich zu besaufen. Ich denke über die Jugendlichen nach, damit ich nicht an etwas anderes denken muss.

Das Schloss ist verrostet, irgendwann wird der Schlüssel abbrechen. Man müsste es endlich austauschen. Das denke ich jeden Freitag, und schon am Samstag habe ich es vergessen. Bis der Schlüssel eines Tages abbricht.

Der Wolga glänzt im Halbdunkel wie ein Klavier.

Ich sehe ihn an und finde ihn wunderschön, und ich muss an das Klavier im Haus der Armee von Šibenik denken, das war 1969, der Zentrale Funkdienst zog um, und ich war als Helfer eingeteilt, wir mussten auf einen Hauptmann warten, einen Slowenen, er hieß Mitja Kalc, und während wir so warteten, setzte sich ein Soldat, ohne um Erlaubnis zu fragen, ans Klavier und spielte. Der Soldat war aus Belgrad, blond wie ein Pfannkuchen und klein, ich hätte ihn längst vergessen, hätte er damals nicht gespielt. Das musste man sich vor den Vorgesetzten erst mal trauen!

Ich weiß nicht mehr, was er gespielt hat, ich verstehe nichts von Musik, und er spielte nicht lang.

Keiner hatte was gesagt, aber nach spätestens einer Minute stand er auf, klappte den Deckel zu, und das war's. Ich bin diesem Soldaten dankbar, der barmherzige Gott weiß, wie es ihm heute geht, ob er sich im Leben zurechtgefunden hat oder in Kneipen spielen muss. Er hat mir die Erinnerung an diesen Tag hinterlassen. Ohne ihn hätte ich vergessen, dass wir auf Hauptmann Kalc warteten, dass wir im Haus der Armee und in Šibenik waren, vielleicht würde ich mich nicht einmal daran erinnern, dass der Zentrale Funkdienst umgezogen war. Ohne diesen Soldaten wäre ein Tag verschwunden, als hätte ich ihn nie gelebt. Das ist eine große Sache, wenn dir jemand unabsichtlich einen Tag deines Lebens bewahrt.

Schau, ich wüsste jetzt nicht, welche Schwärze das Schwarz meines Wolgas hat. Ich hätte ihn heute Morgen angeschaut und es nicht gewusst, wäre nicht jenes Klavier gewesen.

Gestern Abend habe ich den Kofferraum leer geräumt, alles herausgeholt, was sich in den letzten zwei Jahren angesammelt hat. Da sammelt sich ein Zeug an, egal, wie gut man aufpasst, genau wie auf dem Dachboden oder im Keller. Zugegeben, ich habe den Wolga nicht oft gewaschen und geputzt, insgesamt vielleicht zehn Mal, aber das hätte auch nichts geändert.

Auf dem Hocker in der Garage liegt das Fahrtenbuch des verstorbenen Generals: ein Schulheft mit festem, rotem Einband, in dem Karamujić jede Fahrt, jede Tankfüllung, die Straßenlage des Wagens, Schäden und Motorgeräusche notierte. Das bleibt besser hier, denke ich, wer weiß, was die Zukunft bringt und ob andere verstehen können, was mein

General geschrieben hat. Es wäre mir überhaupt nicht recht, wenn sie etwas falsch verstünden.

Ich sehe noch einmal in den Türfächern, zwischen den Sitzen und im Handschuhfach nach, damit nichts im Wagen bleibt.

Es ist Neujahr, ich habe keine Eile, ein ruhiger Tag, auf der Straße wird nichts los sein. Das Meer vor Brač ist stahlgrau, aber es gibt keinen Wind, so spürt man die Kälte nicht. Ich schließe das Garagentor hinter mir, vorsichtig, damit es nicht zuschlägt und die Nachbarn weckt, und lasse den Motor warmlaufen.

Im zweiten Stock gegenüber ist ein Fenster, zu dem ich seit Jahren hochschaue.

Der Vorhang bewegt sich, dahinter erscheint ein grauhaariger Frauenkopf, und er bleibt da, bis ich wegfahre. Die Frau wüsste nur zu gern, wo ich hinfahre, und hofft immer noch, dass es ihr mal einer sagt. Jeden Freitagmorgen um Viertel nach sechs, während alle anderen noch schlafen, kommt sie ans Fenster, weil sie mich sehen will. Sie schiebt den Vorhang ein Stück zur Seite, nur so weit, dass ihr Kopf durchpasst, woraus ich schließe, dass noch jemand in dem Zimmer schläft, den sie nicht aufwecken will. Sie schaut und wartet, solange es eben dauert, mal zehn Minuten, mal eine halbe Stunde. Sonst steht sie nicht am Fenster. Das weiß ich, weil ich manchmal kurz nach sechs zur Arbeit gehe und hinaufsehe, und sie ist nicht da. Ich nehme an, dass sie jeden Freitag meinetwegen aufsteht beziehungsweise weil sie neugierig ist. Und dann denke ich, vielleicht ist das ihre Art zu beten. Indem sie mich jeden Freitag um Viertel nach sechs vom Fenster aus beobachtet.

Ich fahre los, die Frau soll nicht lange warten müssen.

Ich fahre einen Wolga M24, Baujahr 1971. Ein robuster

russischer Wagen, aber teuer im Verbrauch. Ich habe ihn General Musadik Karamujić abgekauft, und der hat ihn General Nikola Ljubičić abgekauft. Ljubičić hat den Wolga billig verkauft, weil er ihn loswerden wollte, und Karamujić hat ihn mir auch billig verkauft, weil er in Rente ging.

Angeblich ist, bevor General Ljubičić den Wolga verkaufte, vom Präsidium eine Depesche gekommen, man sehe es nicht gern, wenn Angehörige der Armeeführung Moskwitschs und Saporoschs und andere russische Autos führen. Ljubičić verkaufte den Wolga, um anderen ein Vorbild zu sein. Und Karamujić kaufte ihn, weil es ihm egal war. Er sei nicht gemeint, witzelte er, als Moslem sollte er tunlichst kein türkisches Auto fahren, ein russisches könne in seinem Fall nicht schaden.

Und dann sang er »Wolga, Wolga«, und er sang die russischen Lieder besonders schön.

Wenn General Karamujić sang, standen jedem die Tränen in den Augen. Ich würde das nicht behaupten, wenn ich es nicht mehrmals selbst gesehen und mitgeweint hätte.

Das war, fällt mir jetzt ein, während dem Staatsbesuch von Nixon, damals hat Ljubičić Karamujić den Wolga verkauft. Später sahen wir ihn im Fernsehen, wie er vor dem amerikanischen Präsidenten salutiert. An dem Tag war es nicht kalt, aber als Nixon vor die Ehrengarde trat und Ljubičić salutierte, fröstelte uns. Wir saßen zu zehnt im Offizierskasino, wir drei Fahrer, mehrere Unteroffiziere und Leutnant Česojević. Wir sollten nach Knin fahren und mussten auf Major Spirovski warten, und alle miteinander schlotterten wir vor Kälte, auch eine halbe Stunde nach dem Ende der Nachrichten noch. Und wir redeten kein Wort miteinander. Wozu auch, wenn das Thema brandgefährlich ist.

Dann kam wieder Leben in uns. Was war das denn?, fragte Jozo Komšo, der älteste Fahrer der Division. Nichts, Genosse Jozo, und denke nie, da wäre was gewesen, antwortete Fähnrich Milutinović.

Am nächsten Tag wurde ich mit Erfrierungen an den Zehen in die Notaufnahme eingeliefert. Der Doktor staunte, aber ich habe nichts gesagt.

Angeblich hat Henry Kissinger über seine Spione die Zahl jugoslawischer Offiziere und Unteroffiziere ermitteln lassen, die russische Autos fuhren. Vielleicht ist das nicht wahr, ich weiß es nicht. Ich erinnere mich an das, was man erzählt hat.

Einige Monate, nachdem er den Wolga gekauft hatte, starb die Frau von General Karamujić.

Ganz plötzlich, sie war nicht krank gewesen, sie stand einfach eines Morgens nicht mehr auf. Ihr Sarg wurde in die Fahne gehüllt, neben dem Sarg sechs Söhne, drei auf jeder Seite. Keiner weinte.

Der General ließ seine Milka nicht in Split begraben, sondern nach Sarajevo überführen, und Karamujić wurde im Kommando gehänselt und schief angesehen, weil er so gehandelt hatte. So waren die Zeiten nach dem Kroatischen Frühling, der Maspok, wunderbar und empfindlich, alles und jedes wurde mit weit aufgerissenen Augen beobachtet. Natürlich lässt er sie in Sarajevo begraben, weil dreihundert Minarette über der Stadt stehen. Ein Türke, klar, er ist halt Türke! So wurde hinter vorgehaltener Hand in den Ecken und im Offizierskasino geredet; von wem, weiß ich nicht, weil ich mir Mühe gab, nichts zu hören, und auch das überhörte, was ich hörte, während ich alles, was ich nicht überhören konnte, sofort vergaß. Das war am besten. Vor allem für mich. Aber der unglückliche Musadik war kein gläubiger

Mensch, hatte weder den Islam noch einen Imam; die Verzweiflung begleitete ihn durchs Leben, obwohl er wie ein fröhlicher Mensch wirkte, solange er nicht anfang, russische Lieder zu singen.

Er heiratete nicht noch einmal, auch wenn es für ihn besser gewesen wäre. Eine Frau aus Split namens Radojka soll sich für ihn interessiert haben, aber er hätte sich vor seinen sechs Söhnen geniert, hieß es. Die Leute reden viel, man kann nicht wissen, was wahr ist.

Jeden Sonntag fuhr er nach Trogir, um den Wolga zu waschen. Er hatte einen Platz, einen Wasserhahn im Hof einer Autowerkstatt, dort nahm er Schlauch und Schwamm zur Hand und schrubhte bis zum Nachmittag. Die Leute mochten ihn, weil er sich Witze ausdachte. Sie nannten ihn unseren General, und das gefiel ihm. Er war ein Waisenkind aus Ostbosnien, der Vater wurde als Domobran umgebracht, die Mutter von Tschetniks massakriert, und er wuchs in Heimen auf. Das Kind wusste weder wo noch von wem es geboren war. Deswegen gefiel es ihm, wenn die Trogirer von ihrem General sprachen.

Wann immer Straßen asphaltiert, Wasserleitungen gebaut oder Kanalrohre verlegt werden sollten, baten die Trogirer Karamujić, die Dinge in Split oder Zagreb zu beschleunigen. Und als 1972 einige verhaftet wurden, die wegen der Wortführer der kroatischen Sache gestrauchelt, für Savka Dabčević-Kučar und Miko Tripalo entflammt waren, zu oft kroatische Fahnen geschwungen oder öffentlich die falschen Liedern gesungen hatten, drängte Karamujić in Split darauf, die Leute in Ruhe zu lassen. Und tatsächlich, einen Tag später kamen sie frei. Das war während des Großmanövers Sloboda 72, ich fuhr den General nach Knin, als uns bei Brnaze

ein Militärpolizist anhielt. Ein Baum von einem Kerl, zwei Meter groß und hundertzwanzig Kilo schwer, dabei kahl. Hatte weder Brauen noch Wimpern, er sah aus wie in Milch gebadet, genau so. Er sagte: General, folgen Sie mir! So redete er mit ihm, und das als gewöhnlicher Soldat. Karamujo sah ihn an, er traute seinen Augen nicht, wurde rot und griff zum Pistolenhalter. Schwiag und rührte sich nicht. General, man hat mich beauftragt, fing der Baum wieder an, ihm war offensichtlich schnurz, was der General unternahm. Der General konnte machen, was er wollte, er würde seinen Auftrag ausführen. Da bekam ich Angst.

Zum ersten Mal sah ich, dass ein Soldat über einem General stehen konnte.

Ich blieb beim Wagen, der halb auf der Straße stand, und wartete, und die beiden setzten sich in den Citroën der Armee, eine DS, und fuhren weg. Ich war so eingeschüchtert, dass ich mich nicht einmal wunderte. Später erfuhr ich, dass sie nur zweihundert Meter bis zum Restaurant Sunce gefahren waren. Der Baum führte Karamujić hinein, überall saßen Leute und aßen Lamnbraten, Kinder zogen an Tischdecken, Mütter schrien hinter ihnen her. Es war Sommer, da fahren die Leute ans Meer, und alle Tische sind besetzt. Und der General in Kriegsuniform versteht nicht, warum er hierher geführt wird und was man von ihm will. Er sieht Unheil über sich hereinbrechen.

Entweder wird etwas Schreckliches geschehen, oder jemand wird für diesen Scherz mit einer Degradierung oder einer Strafversetzung nach Lastovo bezahlen.

In einer Ecke, an einem Tisch direkt am Tresen, saß ein Mann in Badelatschen, Shorts und einem Hemd mit Palmen drauf und las die Speisekarte.

Der General erkannte ihn nicht gleich, weil er ihn bisher nur in Uniform gesehen hatte: Oberst Adolf Reš. Karamujić bekam weiche Knie, obwohl er einen viel höheren Rang hatte, denn seit zwanzig Jahren war klar: Wen Reš einstellte, dessen nächste Station war Lepoglava oder Goli Otok.

Der hatte selbst Đilas gesagt, dass er nicht mehr Đilas war.

Er sagte, setz dich, Mujo, was willst du essen? Ich habe keinen Hunger, antwortete der General. Jetzt nicht, aber der kommt noch, besser, du isst was Ordentliches. Was sollte er tun, er bestellte Lamnbraten.

Während sie auf das Essen warteten, erzählte Reš von seiner Fahrt ans Meer und dass er sich vor kurzem ein altes Haus auf Pelješac gekauft hätte, das richtet er jetzt her, das macht ihm Spaß, bald geht er ja in Rente. Er zeichnete das Haus auf eine Serviette, und der Oberst zeichnete gut, alles was er zeichnete, wirkte so lebendig, und er liebte es, für jeden zu zeichnen, den er verhörte oder entließ. Es heißt, für Ranković habe er die Altstadt von Dubrovnik mit jedem einzelnen Haus in der Hand des Heiligen Vlaho gezeichnet, bevor er ihm eröffnete, Tito würde ihn in einer halben Stunde entlassen, und er habe die Wahl, sich umzubringen und als serbischer Held in die Geschichte einzugehen oder als Rentner in Dubrovnik zu leben, während Armee und Partei dafür sorgten, dass er keinem als Held im Gedächtnis bliebe.

Und wie Reš so für General Karamujić das Haus auf Pelješac zeichnete, die Pergola mit den Weinranken, darunter Ehefrau Štefica, Geschichtslehrerin, die im Liegestuhl Tolstoj liest, die am Tisch spielenden Enkel und die Persianerkatze Sidonija auf Šteficas Schoß, glaubte der General die Wespen in Rešs Weinstock zu hören, wie sie aus den süßen Trauben trinken.

Wieso sind Wespen an den Trauben, obwohl der Herbst noch fern ist?, wunderte sich Karamujo insgeheim.

Reš hatte ihn verhext und auf seine Seite gezogen; Mujo hatte keine Angst mehr, er wartete nur noch demütig, bis ihm das Genick gebrochen wurde.

Dann kam das Lammfleisch, man aß und trank, Reš bestand auf Lederer-Bier, und nachdem alles aufgegessen war, säuberte er sich noch lange mit einem Zahnstocher die Zähne. Er hatte gesunde, starke Zähne, angeblich ging er nie zum Zahnarzt, und seine Zähne faulten nicht, so wenig wie die Felsen auf Brač. Er zeigte sie gern. Deswegen, so sagte man, nutzte er jede Gelegenheit, mit seinen Kandidaten essen zu gehen, auch wenn die keinen Hunger hatten und ihnen der Sinn nicht nach Essen stand.

Schließlich knickte er den Zahnstocher und warf ihn in den blauen Aluminiumaschenbecher, und während er ihn knickte, sprach er es endlich aus: General, du meinst also, man soll Kroaten freilassen, die wegen nationalistischer Umtriebe verhaftet wurden. Man soll sozusagen Ustaschas auf freien Fuß setzen. Du hast Recht, dieser Staat ist stark genug, er muss solche Leute nicht einsperren, das kostet nur Geld. Aber wo bliebe die Gerechtigkeit, wenn Ustaschas so frei sind wie jedes unschuldige Kind in diesem Land? Von uns, die wir für Jugoslawien geblutet haben, ganz zu schweigen. Was ist das für eine Freiheit, und wie viel wäre eine solche Freiheit wert? Du siehst also, General, deswegen müssen wir sie verhaften, und du sollst dich nicht einmischen, damit wir dich nicht auch noch verhaften müssen. Dich und deinen verstorbenen Vater, den Ustascha-Offizier. Dass der tot ist, Mujo, tut nichts zur Sache. Wir verhaften auch Tote, wenn es dem Wohl des Landes dient.

Nach zwei Stunden kehrte General Karamujić schweißgebadet zum Wagen zurück.

Nicht mit dem Citroën, er schlich zu Fuß am Straßenrand entlang, im Gesicht so blau, als sei er schon tot. Zunächst schwieg er lange, dann erzählte er mir, ohne dass ich danach gefragt hätte, wie es gewesen war.

Er erwähnte jedes Detail, selbst was sie gegessen und getrunken hatten, aber etwas muss er verschwiegen haben. Was, weiß ich nicht, aber etwas hat er sicher verschwiegen. Denn nach dem Rapport gegenüber Oberst Reš, im Restaurant Sunce, in Brnaze, wurde er kleiner und kehrte nie wieder zu seiner einstigen Größe zurück.

Und das alles wegen Trogir und der Kfz-Werkstatt, vor der er sonntags seinen Wolga putzte und den Leuten die Witze erzählte, die er sich im Lauf der Woche ausgedacht hatte. Und die Leute scharten sich um ihn. Als waschechte Dalmatiner überboten sie sich, um sich bei ihm einzuschmeicheln, mit Geschichten, wessen Vater oder Onkel bei welcher Division gewesen war, während er nur mit halbem Ohr hörte, weil ihn der Krieg nicht mehr interessierte, er wollte nur seine Witze anbringen, und wenn es nicht anders ging, brüllte er, die Leute verstummten, und er konnte mit den Witzen anfangen.

Es waren einmal ein Bosnier, ein Amerikaner und ein Russe ... Oder: Die Mutter backt für Mujo Engelshaar, da klopft eine Schwalbe drei Mal mit dem Schnabel ans Fenster und fragt ... Und dann: Genosse Tito und Genosse Kardelj fahren mit Genossinnen nach Makarska in Urlaub. Kardelj hat einen Wolga, so einen wie den hier, und Genosse Tito will auf der Karte Makarska suchen und sagt – Bevc, zum Teufel, du hast mir die Karte von China gegeben ...

Die Leute lachten, und der General war glücklich, sein Blick wanderte von einem Gesicht zum anderen, als wolle er sich jeden einzelnen Lacher merken, als bräuchte er diese Lacher, wenn er allein war. Manchmal lachten sie, weil sie die Witze des Generals lustig fanden, manchmal aus Höflichkeit, um ihn nicht zu enttäuschen oder damit er sich bloß keine Gedanken machte. Karamujo war ein geistreicher Mann, er hatte die Leichtigkeit, ohne die es keine Witze und Scherze geben kann, ein gutes Wesen und eine edle Seele, und er hatte auch ein Auge für die menschliche Natur und wusste, dass Menschen am ehesten lachen, wenn man ihnen den Spiegel vorhält.

Aber seine Witze über Tito und Kardelj waren nicht lustig, die Leute lachten, um den Schein zu wahren. Dabei dachte sich Karamujo die Tito-Witze eigens aus, um dem Volksfeind, der die Leute mit bösen Witzen auf Kosten von Staat und Revolution so amüsierte, dass sie sie weitererzählten, das Wasser abzugraben. Ich weiß noch, wie in dem scheußlichen, dunklen Winter 1980, als Tito im Krankenhaus in Ljubljana das Bein amputiert wurde, irgendwo in der westlichen Herzegowina mitten in Schnee und Eis zwei Schwestern mit dem Nachnamen Čuljak verunglückten. Alle Zeitungen schrieben darüber. Wie man sie halb erfroren gefunden hat, wie man sie im Krankenhaus von Mostar rettete, dass man ihnen die erfrorenen Beine abnehmen musste. Damals machte hinter vorgehaltener Hand folgender Witz die Runde: Was ist das, es hat sechs Arme und ein Bein? Antwort: Tito und die Schwestern Čuljak.

Ich chauffierte Karamujić mit einem Lastwagen aus der Intendantur Richtung Dubrovnik.

Wir sollten in Trsteno einige Großformate des Malers Petar Lubarda abholen, dort warteten Soldaten auf uns, um

sie in den Lkw einzuladen. Ich weiß nicht mehr, warum sich die Bilder in Trsteno befanden und warum sie ausgerechnet von General Karamujić abgeholt wurden. Das habe ich vergessen. In Erinnerung habe ich sein Schweigen, bis Baška Voda sagte er kein Wort. Aber er holte dauernd hörbar Luft, als wollte er etwas sagen.

Und dann fing er an zu fluchen. Sogar den lieben Gott verfluchte er. Wie er so flucht, fällt mir das Lenkrad aus der Hand. Es fällt natürlich nicht, ich drücke es von mir weg, weil ich mir das nicht anhören mag.

Er hatte noch nie in meiner Gegenwart den lieben Gott verflucht.

Er wusste, wer und was ich war, er hatte unterschrieben, dass ich jeden Freitag frei bekam, er schätzte mich so, wie ich war. Und auf einmal flucht er die entsetzlichsten Flüche und hört nicht auf.

Kurz vor Podgora hätte ich uns fast absichtlich in den Abgrund gefahren.

In dem Moment wog mein Leben weniger schwer als seine Flüche, aber es ging nicht. Ich hatte die Verantwortung für einen General der JNA. Es war meine Pflicht, sein Leben zu schützen, was immer geschah.

Hör auf, hör endlich auf, oder ich fick deine Mutter!

Ob ich das gesagt habe oder ob die Worte von oben kamen oder aus dem Lautsprecher von Karamujićs Transistor, das weiß ich bis heute nicht, das kann ich nicht sagen.

Dželal, du hast meine Mutter verflucht, die von den Tschetniks massakriert wurde, aber ich nehme es dir nicht übel, sagte er. Und ich konnte ihm damals nicht sagen, dass das nicht stimmte, dass er sich verhöhrt hätte. Wir haben oft darüber gesprochen, wenn wir unter uns waren.

General Musadik Karamujić verfluchte Gott, weil ihm der Witz mit den sechs Armen und einem Bein zu Ohren gekommen war. Er wollte ihn mir erzählen, konnte sich aber nicht anders helfen als zu fluchen. Ich verzieh ihm.

Das wird blutig enden, sagte er. Wer sich solche Witze ausdenkt, der sitzt in der Hölle, unterm Oleander, unterm Zaqqum, dem Höllenbaum.

Ich wunderte mich, dass er als Parteimitglied und nicht religiöser Mensch von einem Baum erzählte, der am tiefsten Punkt der Hölle steht und an dem Teufelsköpfe wachsen. Damals wusste ich nichts vom Zaqqum, ich dachte, der General hätte sich den ausgedacht, und erst später erfuhr ich, dass dem nicht so war.

Man muss, solange es noch Zeit ist, Witze über Tito und die Partei erfinden, über die die Leute lauter lachen als über diesen Höllenwitz. Das und nur das, Dželal, kann uns retten. Wenn unsere Witze nicht lustig sind, wird es blutiger als einundvierzig.

Ich hörte ihm zu und dachte, ach, mein General und Landsmann, dich quält etwas anderes. Du hast nicht vor bösen Witzen Angst, du hast Angst, in deiner Trauer zu ertrinken, deswegen denkst du dir für die Sonntage in Trogir Witze aus. Und die, die nicht zum Lachen sind, fallen dir nebenbei ein. Eine revolutionäre Pflichtübung.

Aber ich, ich zeige meine Trauer niemandem, ich behalte sie für mich. Das ist ehrenvoller.

Das habe ich nicht laut gesagt. Ich hätte es auch dann nicht getan, wenn er nicht General gewesen wäre. Wer wäre derart rücksichtslos, so was zu sagen.

Der Ärmste, über keinen seiner Tito-Witze haben die Leute herzhaft gelacht ...

So denke ich vor mich hin, und die Fahrtzeit verfliegt im Nu. Jeden Freitag fahre ich in Split los, und in Bačvice baden die Leute. Ich fahre weiter und denke vor mich hin, und schon liegt ringsum Schnee. Und ich finde, es ist eine Sünde, es ist wirklich eine Sünde, diese Weite und Pracht trotz offener Augen nicht zu sehen. Deswegen gebe ich mir Mühe, das Meer, bevor ich Split hinter mir lasse, zu erspüren, mir vorzustellen, was ich sehen würde, wenn ich mich umdrehte, ich will sagen können: Schau, Dželal Pljevljak, hinter dem Hügel, hinter der Kurve, bei dem Felsen da, da verschwindet das Meer, und hier beginnt der Schnee.

Ein Mensch muss sich doch merken, wo das Meer aufhört und der Schnee beginnt.

Allerdings wird ein Mensch, der in Gedanken versinkt, unaufmerksam, ihm kann während der Fahrt Gottweißwas zustoßen.

Im Sommer 1979, während der Mittelmeerspiele in Split, musste ich wieder Lastwagen fahren. Mato Šakić war krank, er hatte Nierensteine, und der General kam zu mir und sagte: Dželal, du fährst nach Ulcinj. Das konnte ich noch nie leiden, wenn mir einer so kommt: Du fährst! Klar, Armee ist Armee, Befehl ist Befehl, aber eine Limousine ist etwas völlig anderes als ein Lastwagen. Monatelang fahre ich einen Mercedes 200, einen Fiat 1300 oder die DS von Citroën, ich gewöhne mich an sie wie an mich selbst, und dann meint der General: Du fährst mit dem TAM nach Ulcinj. Lastwagenfahren ist immer, als wäre man auf einmal Gulliver, besonders wenn man unsere TAMS oder FAPS fährt, plötzlich findest du dich zwischen lauter kleinen Leuten mit kleinen Autos wieder.

Zwei Stunden brauchte ich, um aus der Stadt zu kommen,

überall nur Stau. Der ganze Verkehr wurde von Polizisten geregelt, sie sperrten mal die eine, dann die andere Straße, es kamen Sportler aus Ägypten, aus Italien trafen Schwimmer und Wasserballspieler ein. Nervöse Leute drücken bei solchen Gelegenheiten auf die Hupe und lassen Dampf ab, aber das darf ich nicht, ich fahre ein Militärfahrzeug, da ist das nicht in Ordnung, ich würde mich schämen, und es ist auch nach den Dienstanweisungen verboten.

Als ich endlich auf der Landstraße war, dachte ich, jetzt wird's einfacher, entspannte mich, schaltete das Radio ein und dachte vor mich hin.

Ulcinj ist weit weg, die Zeit reicht, um das ganze Leben zu durchdenken. So fahre ich durch Omiš, die Straße ist eng, auch wenn es die Hauptstraße ist, die dalmatinischen Häuser belagern die Fahrbahn, dazwischen gehen kleine Mädchen mit kurzen Kleidchen spazieren und schlecken Eis, Touristen queren, die Luftmatratze unter den Arm geklemmt, alles ist, wie der Sommer in Omiš war, ist und sein wird, solange der Ort existiert.

Aber ich denke so vor mich hin und lasse mich nicht aus der Ruhe bringen. Ich habe viel Erfahrung, seit Jahren sitze ich am Steuer und habe noch nie einen Unfall verursacht oder auch nur einen Kratzer in den Lack gemacht. Ein paar Monate zuvor hatte mich die Zeitschrift *Front* zum besten Fahrer der Armee gekürt.

Ich sehe einen blauen Sunbeam, der halb auf der Straße steht.

Ich setze den Blinker links, will ihn umfahren, die Straße ist frei, auf der Fahrbahn gibt es weder Gegenverkehr noch Fußgänger, aber mein Kopf ist nicht frei, und beim Vorbeifahren streife ich den geparkten Wagen.

Ich zerkratze ihn von hinten bis vorne, zertrümmere den Blinker, reiße die Seitenleisten, den Rückspiegel und die vordere Stoßstange ab.

Mir war klar, dass ein Mann im Affekt einen anderen Mann umbringen kann, und wenn man ihn darauf anspricht, zuckt er die Achseln ...

Aus einer Gaststätte kommt ein jüngerer Mann mit Schnauzbart gerannt. Die Hände am Kopf, am Hals eine Serviette. Zum Muschelessen war er gekommen, hat den Wagen auf der Hauptstraße abgestellt. Oje, meine Güte, den habe ich vor nicht mal zehn Tagen in Belgrad abgeholt, sagt er, springt dabei die ganze Zeit um den Sunbeam herum, berührt ihn wie ein lebendiges Wesen, hebt die Stoßstange auf und wiegt sie in den Armen und sieht so aus, als würde er jeden Moment in Tränen ausbrechen.

Oje, und noch dazu ein Militärlaster!

Oje, fünf Jahre habe ich in Österreich für den Sunbeam gearbeitet!

Was soll ich machen, ich bin still und schaue auf den Boden. Es ist mir unangenehm, weil ich sein neues Auto beschädigt habe, aber sein Gejammer ist mir fast noch unangenehmer. Ich möchte ihm sagen: Mann Gottes, keine Ahnung welcher Religion du angehörst, ob du überhaupt gläubig bist, aber hast du wirklich noch nie etwas Größeres oder Wichtigeres als dieses Auto verloren? Wenn nicht, bist du ein glücklicher Mann und solltest vor Freude Luftsprünge machen, mich umarmen und abküssen, statt dich wie ein Waschlapfen zu benehmen. So würde ich gern mit ihm reden, aber das geht nicht, und ich schweige, ich schweige und warte, dass er aufhört, mir verrät, wo das Telefon ist, damit ich die Polizei rufen kann. Oder dass jemand vorbeikommt, der den

Vorfall aufnimmt. Aber wie es aussieht, kommt weder jemand vorbei, noch hört der Mann auf zu jammern.

Ich betrachte ihn, er hat die Serviette vergessen, nimmt sie nicht ab, der weiße Stoff ist vom Abwischen der Finger fettig, links im Schnauzer hängt ein Blatt Petersilie und etwas Gelbes, das wie ein Stück Muschelfleisch aussieht.

Als ich das sah, drehte sich mir der Magen um. Ich stand an der Hauptstraße, hielt mich an einer Kiefer fest und übergab mich. Ein paar Meter weiter schnappte eine junge Frau mit verbrannten Schultern ihr Kind und das Strandtuch und verfluchte mich in einer unverständlichen Sprache.

Haben Sie eine Gehirnerschütterung?, fragte der Schnauzbar besorgt.

Er sah mich an und meinte dann plötzlich: Oder hast du gesoffen, Freundchen?

Er schaute mir in die Augen und brummte drohend. Ich merkte, dass er nicht so klein war. Er hatte aufgehört zu jammern, in ihm keimte der Wunsch nach Rache auf. Er würde seinen Sunbeam rächen, und wenn es seine letzte Tat im Leben wäre.

Hör zu, sagte ich zu ihm, ich trinke nicht, weil es mein Glaube verbietet. Und das tut mir jetzt fast leid, ich glaube, mit so einem Schlappschwanz käme ich betrunken besser zu recht.

Mir wird der Schaden nicht ersetzt, sagte er, als habe er die Beleidigung nicht gehört.

Wie kommst du denn darauf?

Militärfahrzeug. Ich weiß das, wenn die Armee Schäden verursacht, zahlt der Staat nicht.

Ich habe nicht gefragt, wo er das herhatte, ob er es gehört oder gelesen hatte, ich hatte nur einen Wunsch: Ihm eine run-

terzuhauen. Das gelbe Stück Miesmuschel, wegen dem ich mich übergeben hatte, hing immer noch in seinem Bart und daneben die Petersilie.

Ich weiß nicht, wer die Polizei gerufen hat, aber sie war schnell da.

Eineinhalb Stunden später war ich auf der Landstraße Richtung Budva unterwegs.

Nach der Rückfahrt erstattete ich General Karamujić Bericht.

Was ist passiert, wo liegt das Problem?, fragte er mich, und sein Gesicht war ernst und amtlich. So hatte ich ihn noch nicht gesehen. Ich sagte, ich habe in Omiš einen Unfall verursacht. Gab es Verletzte? Nein. Wie groß ist der Schaden? Ich habe die linke Seite eines geparkten zivilen Fahrzeugs geschrammt, vom hinteren Blinker bis zur vorderen Stoßstange, komplett. Nicht weiter schlimm, sagte er, als habe jemand mit einem Schwamm den Nebel vom Gesicht gewischt.

Damals bat ich ihn um einen Gefallen, und er hat ihn mir gewährt.

Ich sagte, mir wäre es am liebsten, wenn es ohne viel Aufhebens möglich wäre, dass der Schaden am Sunbeam geschätzt würde und ich ihn privat bezahlte.

Was willst du da bezahlen, Dummkopf, der Lastwagen ist versichert, die Versicherung bezahlt den Schaden! Darum geht es ja gerade, ich bitte um die Erlaubnis, einen Schaden, den ich verursacht habe, selbst zu begleichen.

Der General wunderte sich, im ersten Moment wusste er nicht, wie er reagieren sollte, ich beginge einen Fehler, sagte er, auch gegenüber den Leuten, und als ich einwandte, das sei keine Sache zwischen mir und den Leuten, sondern zwischen

mir und einem Höheren, richtete er sich auf – gut, also wenn das so ist, nun gut! – und fragte nicht weiter.

Keine Ahnung, wie er es geregelt hat, aber nach drei Tagen rief er mich und händigte mir einen Umschlag aus, und auf dem Papier in dem Umschlag stand mit Unterschrift und Stempel der geschätzte Schadenswert. Ich musste nur noch bezahlen.

Er hat mich gut behandelt, der Musadik Karamujić, mein General, ich denke oft an ihn. Nicht nur heute, jedes Mal, wenn ich allein im Auto sitze. Jeden Freitag, wenn ich nach Livno zur Dschuma fahre. Über die Hälfte der Strecke denke ich an ihn und rede mit ihm, und ob das gut oder schlecht ist, kann ich nicht beurteilen. Auch nicht, ob es ihm, dem Unglücklichen, als Empfehlung dient, dass ich, der Muslim – wenn ich denn einer bin, ich bemühe mich darum –, von allen Menschen, die ich gekannt habe, einschließlich derer, die mein eigenes Fleisch und Blut sind, am häufigsten und ausführlichsten an ihn denke. Wenn ich einen Menschen um Rat fragen will, dann frage ich ihn. Wenn ich so wie jetzt zu schnell fahre, weil mich die Ebene bei Sinj dazu einlädt, schalte ich einen Gang herunter und denke, nicht böse sein, General! Weil er mir gesagt hatte, ich dürfe nicht rasen, mir sei als Chauffeur ohnehin ein Tod am Steuer vorherbestimmt.

Der Mensch soll sich nicht einfach in sein Schicksal fügen, sagte er.

Er hat meine Trauer vor mir selbst geschützt.

Aber was verstand ein kommunistischer, ungläubiger General davon? Manchmal hatte ich den Eindruck, dass er mehr wusste als der Imam von Livno. Und ich denke, es ist keine Sünde, dass ich diesen Eindruck habe.

Gleich geht die Straße nach Brnaze ab, jenem Ort, wo der

in Kuhmilch gebadete, glatzköpfige Baum den General aus meinem Wagen geholt und in der schwarzen DS zum Gespräch mit dem schrecklichen Oberst Adolf Reš abgeführt hatte. Das Restaurant Sunce gibt es nicht mehr, es wurde bereits 1979 geschlossen, heute ist dort ein Reifenservice. Ich schaue jedes Mal hin, wenn ich vorbeifahre, hoffe, ich würde ein bekanntes Gesicht sehen, die Vergangenheit würde wiederkehren, die Zeit rückwärts laufen, und wir beide könnten besser machen, was schiefgelaufen ist. Ich mit Gottes Hilfe, und der General ebenfalls mit Gottes Hilfe. Gott hilft den Rechtschaffenen und Treuen eher als denen, die seinen Namen ständig im Mund führen. Daran glaube ich.

Irgendwann wird mir, das ahne ich, hier in Brnaze ein Reifen platzen. Aber nicht heute ...

Also wirklich, soviel ich auch nachdenke und mich zu erinnern versuche, mir fällt einfach nicht ein, wann General Karamujić zum erstem Mal sagte, ich müsse seinen Wolga kaufen; es war auf jeden Fall, bevor von seiner Pensionierung die Rede war. Auf jeden Fall lange bevor er mir sagte, für ihn sei es an der Zeit, in Ruhestand zu gehen, er habe in Belgrad keinen Einfluss mehr, im Generalstab habe er immer weniger Freunde und Bekannte, die ihm wohlgesonnen seien und ihn noch ein Jahr im Dienst halten wollten.

Wenig später sollte ich dieselben Sorgen wie mein General haben, und auch die Gründe sind ähnlich, fast dieselben. Jeder hat seine Trauer.

Dass ich mir seinen Kopf zerbrochen und sein Leben mitgelebt habe, hat mir meine Sorgen, mein Leben leichter gemacht.

Und dann sagte er eines Tages, er hätte niemanden mehr. Sie haben sechs Söhne, werden Sie nicht ungerecht! Ach,

mein Dželaludin – so nannte er mich, wenn ich ihm etwas brachte – mit sechsen bist du genauso allein wie mit keinem, wenn die Zeit über dich hinweggegangen ist. Und glaub mir, ich lebe nicht in derselben Zeit wie sie. Aber ich wollte dir nichts von meiner Einsamkeit erzählen, ich wollte eigentlich sagen, dass ich in Belgrad keine Freunde mehr habe. Heute Morgen kam ein Telegramm, und darin steht klipp und klar: Ab 1. Januar des folgenden Jahres wird Generalmajor Musadik Karamujić außer Dienst gestellt, der aus diesem Anlass auf Beschluss des Vorsitzenden des Präsidiums der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien zum Generalleutnant befördert wird und, ebenfalls auf Beschluss des Vorsitzenden des Präsidiums der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien, das Recht auf Uniform und Dienstpistole behält, für feierliche Anlässe ebenso wie um sie gegen sich selbst zu richten, wenn der elende Hund nicht mehr anders kann.

Hast du verstanden, was in dem Telegramm steht?

Nicht doch, General, so steht es bestimmt nicht da, nicht mit diesen Worten.

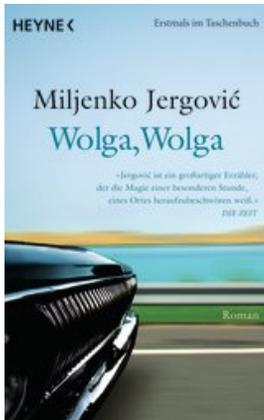
Aber das ist der Sinn, Dželaludin.

Reden Sie nicht so, das ist Sünde.

Und er sieht mich an und lacht aus vollem Hals. Als hätte ich ihm einen lustigen Witz erzählt, einen, den nicht er sich ausgedacht hat.

Er wurde ernst und sagte, es sei aus und ich müsse den Wolga kaufen. Er hat keinen anderen, dem er ihn verkaufen will, und er kann ihn dort, wo er hinget, nicht fahren. Ich fragte, wo er denn hinget, und da erzählte er mir zum ersten Mal von seinem Ferienhaus in Neum.

Schließlich bin ich ein bosnischer Kader!



Miljenko Jergović

Wolga, Wolga

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40992-7

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2013

Von Krieg und von Seelenfrieden

Vom Kommunismus der Siebzigerjahre enttäuscht, sucht Dželal Pljevljak Trost im islamischen Glauben. Regelmäßig fährt er mit seinem schwarzen Wolga von Split an der dalmatischen Küste nach Livno ins benachbarte Bosnien-Herzegowina, um in der Moschee zu beten. Als er einer ebenfalls muslimischen Familie begegnet, beginnt seine Einsamkeit in einem Land voller Bespitzelung und Verrat gerade zu schwinden. Doch da nimmt sein Leben plötzlich eine tragische Wendung ...